



Nora Belghaus
Hin und weg

Bittersüße Fremde

Einmal im Jahr packt mich das Fernweh. Es ist anders als das Fernweh, das mit dem Jahresurlaub kommt. Es ist größer, gewaltiger und manchmal macht es mir Angst, es könnte mich nicht mehr loslassen. Nicht immer kann ich ihm nachgeben, zu groß sind die Zwänge der Heimat, das Leistenmüssen, das Kümmern, das Eingebundensein. Aber manchmal habe ich Glück, dann bietet sich eine Chance und ich ergreife sie.

Oft suche ich dann das Unbekannte im Bekannten und finde es in Lateinamerika. Ich habe dort ein paar Mal gelebt, an verschiedenen Orten, in verschiedenen Ländern, das erste Mal mit 16 Jahren, ein Schuljahr lang. Seitdem zieht es mich dort immer wieder hin, etwas treibt mich dazu an, es zu erschließen, Land für Land, wie einst Kolumbus, der Schurke, aber mit friedlichen Absichten. Oft sind diese Reisen bittersüß.

Zuletzt reiste ich nach Mexiko, ein strahlender, bunter, vor Leben strotzender Ort und finstern, erbarmungslos, voller Gewalt zugleich. Ich ging dort auf Recherche, um nicht nur seine Oberfläche zu erkunden, sondern auch in seine Wunden zu schauen. Das Ankommen in Lateinamerika ist jedes Mal holprig. Ich fühle mich zu Hause und doch wie eine Fremde. Ich werde gesehen und gelesen, mit Assoziationen, Projektionen, Erwartungen, mal Sehnsüchten, mal Abneigung behangen. Manchmal bereichernd, manchmal erdrückend schwer.

Im Süden Mexikos begegnete ich einem jungen Mann aus Honduras. Auch er war auf Reisen. Einer von Tausenden, zu Fuß, auf der Flucht vor Gewalt oder Armut oder beidem. Sein Ziel, das Land der vermeintlich unbegrenzten Möglichkeiten. Knapp 3.000 Kilometer lagen noch vor ihm, Dutzende Checkpoints, an denen er Gefahr lief, von Beamten beraubt zu werden, ein Güterzug, auf dessen Rücken er tagelang im kalten Fahrtwind sitzen würde, große Städte, in denen Menschenhändler:innen darauf warteten, ihm zwielichtige Angebote zu machen.

Zwei Tage lang bewegte ich mich in seinem Tempo, mit seinen Mitteln, ließ mir erzählen, wovon er sich fürchtete, worauf er hoffte. Dann zog ich weiter. Nicht zu Fuß, nicht auf einem Güterzug, ich stieg in ein Flugzeug. In zwei Stunden war ich dort, wohin der junge Mann noch Monate brauchen würde. Einfach so, weil ich es kann. Der Blick in die Wunden seiner Welt offenbarte mir meine Privilegien in aller Deutlichkeit.

Oft kehre ich am Ende dieser Reisen gern wieder zurück. Das Leistenmüssen wird wieder zum Leistenwollen, das Kümmern fühlt sich weniger schwer und das Eingebundensein weniger eng als selbstgewählt an. Was bleibt, ist der Geschmack nach bittersüß.



Trittspur durch den Bergwald. Die Hügel in der Ferne sind schon französisches Gebiet

„Nach draußen, Kameraden! Ihr seid frei!“

Fast 800 Gefangene flohen im Spanischen Bürgerkrieg aus einer Festung oberhalb von Pamplona. Das Ziel: Frankreich. Entlang ihrer Spuren entstand der Weitwanderweg GR 225

Von **Wolfgang Albers** (Text) und **Carolin Albers** (Fotos)

Der GR 225 ist eine makabere Route, eine Route der Toten. 53 Kilometer schlängelt sich dieser Weitwanderweg durch die Ausläufer der Pyrenäen, von Pamplona Frankreichs Grenze entgegen. Seine Routenplaner haben sich nicht nur an schönen Landschaften orientiert. Sondern an Orten, an denen Menschen erschossen und verscharrt worden sind, die dasselbe wollten wie nun wir: Frankreich erreichen. Für uns ein nettes Ziel. Für die Menschen, die hier vor 85 Jahren unterwegs waren, die Freiheit.

Menschen wie Jovino Fernández Gonzáles. Als Francisco Franco im Jahr 1936 gegen die spanische Republik putschte, schloss sich der junge Tagelöhner republikanischen Milizen an, wurde gefangen genommen und nach Pamplona gekarrt: in die Festung Alfonso XII hoch über der Stadt, auf der Spitze des Berges Ezkaba.

Die Festung ist unser Start in den GR 225. Ein meterhohes, schweres Gittertor versperrt den Eingang. Glattes Mauerwerk, durchbrochen von Schießscharten, zieht sich den Gipfelhang hinauf. Die ganze Festung ist tief in den Berg gebaut.

Kaum hatten die Franco-Leute Pamplona und die Provinz Navarra in ihre Gewalt gebracht, wurde aus der leerstehenden Festung ein Knast. Als sich hinter Jovino Fernández die Gittertore schlossen, befanden sich mit ihm etwa 2.600 Gefangene hinter den Festungsmauern.

„Sie lebten unter unvorstellbaren Bedingungen“, erzählt uns Fermín Ezkieta Yaben. Der sportliche 66-Jährige, mit dem wir verabredet sind, hat sich intensiv eingearbeitet in die Geschichte dieses Gefängnisses und darüber ein Buch geschrieben.

Eines Sonntagmittags, es war der 22. Mai 1938, hörte Jovino Fernández den Lärm der Zellenriegel. Jemand – so berichtete er

später katalanischen Zeitungen – soll geschrien haben: „Nach draußen, Kameraden! Ihr seid frei!“ Die Flucht aus der Festung, die Fuga de Ezkaba, begann. 795 Gefangene liefen davon. Parole: „Nach Frankreich!“

„Diese Massenflucht, eine der größten der Geschichte, ist jahrzehntelang verschwiegen worden“

Fermín Ezkieta Yaben,
Guide aus Pamplona

Welchen Weg sie dabei genommen haben könnten, hat Fermín Ezkieta lange umgetrieben. Irgendwann hat er versucht, die Wege zu rekonstruieren. Es geht ihm dabei auch um Gerechtigkeit: „Diese Massenflucht, eine der größten der Ge-

schichte, ist jahrzehntelang verschwiegen worden.“ Mit Gleichgesinnten und dem Instituto Navarro de la Memoria, das sich besonders den Menschenrechtsverletzungen durch den Militärputsch widmet, hat er den GR 225 ausgearbeitet. Die Nummer des Wegs leitet sich vom Fluchtdatum ab, im Mai 2018, 80 Jahre nach dem großen Ausbruch, wurde er eröffnet.

Am Wegweiser, der den Einstieg markiert, verabschieden wir uns um die Mittagszeit von unserem Guide. Regenschwere Wolken hängen über den Bergspitzen im Norden. „Ihr seid gut ausgerüstet“, sagt Ezkieta mit Blick auf unsere Gore-Jacken. „Die Flüchtigen hatten nur das, was sie zufällig am Leib trugen, und ihre Schuhe waren miserabel.“

Die rot-weißen Zeichen des GR 225, manchmal noch ergänzt durch das Symbolbild einer Person, die über Zacken springt, leiten uns über Ginsterhänge und durch einen Kiefernwald auf der Nordseite des Berges. Wir kommen in ein breites Tal und zum Weiler Garrués. Häuser mit schmalen Fenstern und hohen Wänden, aus verschiedenen großen Steinen gemauert. An jenem Sonntag im Mai 1938 spielten Kinder dort auf der Straße, als plötzlich Hunderte Menschen durch die Ortschaft rannten. Rasch riegelten Soldaten und Polizisten die Straßen ab, es fielen Schüsse.

Wir nähern uns dem Tal der Ultzama und folgen einem steinigen Bergpfad durch die Flanke des Txaraka. Brombeeren und Heckenrosen verhaken sich in unsere Kleidung. Gerade hier an diesen Bergflanken wurden besonders viele Menschen gefasst. Nach zwei Tagen waren 445 Ausgeborene schon wieder eingekerkert. Jovino Fernández aber hatte sich vor den Suchtrupps ins Unterholz gequetscht und die Nacht abgewartet. Dann tauchte er durch die reißende Ultzama, deren Brücken streng bewacht wurden.

Nora Belghaus schreibt hier in den nächsten Monaten als Vertretung von Alina Schwermer übers Gehen, Bleiben und Reisebegneungen.



herzensort

Toxischer Arbeitsplatz

Im Gewerbegebiet der 75.000-Einwohner-Stadt Scranton im US-Bundesstaat Pennsylvania steht ein grauer Gebäudeklotz mit nur wenigen Fenstern und schlechter Öffi-Anbindung. Die Gastronomie drumherum ist bescheiden, drinnen ist der Kaffee dünn und die Laune auch. Trotzdem kehre ich mit einer Regelmäßigkeit an diesen Ort zurück, als wäre ich selbst dort angestellt. Die **Büroräume der Dunder Mifflin Paper Company**, Schauplatz der US-Sitcom „The Office“, sind bisweilen ein furchtbarer Ort und mein absoluter Happy Place.

Der Chef ist narzisstisch bis übergriffig, die Kollegen sind gelangweilt bis intrigant, die Kunden überwiegend unzufrieden. Und dennoch passieren in diesem Workplace-Wahnsinn immer wieder die urkomischsten und herzerwärmendsten Dinge, wachsen welche über sich hinaus, finden Liebe, finden Glück. Bei Dunder Mifflin habe ich gelernt, wie man aus Joghurtdeckeln olympische Medaillen bastelt und dass ein iPod kein geeignetes Geschenk fürs Firmenwichteln ist. Und dass man manchmal über glühende Steine gehen muss, um die Person zu werden, die man sein will.

Leonie Gubela



Maria Carmen Lizoain Osinaga, Bürgermeisterin von Olave, in ihrer Bar

Am späten Nachmittag kommen wir nach Olave. Viele gefangen genommene Flüchtlinge wurden hier in Busse verfrachtet – aber nicht alle: Ein Wegweiser schickt uns hinaus hinter die letzten Häuser, zu einer offenen Grube. Ein Holzzaun umgibt sie, davor stehen einige Stelen. In einer Metallplatte sind 16 Köpfe herausgestanzt, anonyme Gesichter.

Sie symbolisieren 16 Männer, die meisten zwischen 18 und 25 Jahre, die an diesem Ort kurz nach ihrer Festnahme erschossen wurden. Ein Gedenkstein ehrt die Toten: „Möge die Erde eure Spuren bewachen und möge wir nicht das vergessen, was hier geschah.“ Die Gemeinde hat den Stein aufstellen lassen. 14 solcher Orte sind inzwischen identifiziert worden, 2015 der erste. „77 Jahre nach den Ereignissen!“, hatte Fermín Ezkieta kritisiert.

Maria Carmen Lizoain Osinaga ist hier Bürgermeisterin, wir treffen sie in ihrer Bar am Dorfeingang. Ihre Gemeinde

„Wir waren eine gespaltene Gesellschaft. Es stand Bruder gegen Bruder“

Maria Carmen Lizoain Osinaga,
Bürgermeisterin

hat sich für den GR 225 engagiert, alte Pfade wiederhergestellt und eben das Mahnmahl am Hinrichtungsort geschaffen.

„Ja, die Leute haben lange eisern geschwiegen“, sagt Lizoain und kneift mit ihren Fingern die Lippen zusammen. Manche meldeten sich freiwillig für die Erschießungen, andere hatten Flüchtige verraten, viele mussten beim Verscharren helfen. Nichts, über das man später reden wollte: „Wir waren eine gespaltene Gesellschaft. Im Bürgerkrieg stand Bruder gegen Bruder, diese Vergangenheit wollte niemand anrühren.“ Sie kneift wieder die Lippen zusammen.

„Da habt ihr einiges vor euch“, kommentieren Gäste in der Bar der Bürgermeisterin unsere anstehende Etappe. Und sie haben recht: Hinter dem Dorf stapfen wir einen schmalen Pfad hoch und höher, durch Gebüsch, über Weiden und den Wald, dem Gipfelgrat des Elixato zu. Schmierig und sumpfig ist der Weg. Spanien ist von Hitze und Dürre geplagt, aber hier, in den Bergen, die die Atlantiktiefs abfangen, ist alles durchweicht.

Wir machen ständig Höhenmeter. Die Kohlenhydrate, die



Nur noch 7,2 Kilometer: Urepel ist der erste Ort hinter der französischen Grenze

wir uns in Form von Käsekuchen eingeschoben haben, können wir jetzt gut verwerten. Jäh geht es hinunter, dann gleich wieder hinauf. Zum Ortseingang von Leranotz. Auf einem gepflasterten Platz stehen gusseiserne Bänke mit verzierten Rückenlehnen, daneben Straßenlaternen in Retro-Optik. Man hat einen schönen Blick über das Land, die Sonne wärmt. Über den wenigen Häusern thront fast beschützend eine Kirche.

Was das für eine trügerische Idylle sein konnte, wusste Jovino Fernández genau. Einmal waren seine Verfolger dicht an ihm dran – ein Priester mit Gewehr und Patronengurt zusammen mit einer Gruppe Frauen. „Hier müssen wir ihn finden!“, schrie er. Ihre Hunde entdeckten Fernández, als ein Zweig unter ihm knackte. Er aber streckte die Hand aus, streichelte ihre Schnauzen – und nichts geschah.

Andere hatten weniger Glück. Zwei Männer aus Galicien fielen bei Leranotz ihren Häschern in die Hände. Ihr Grab passieren wir, ebenfalls eine Erinnerungstätte. Ein Foto zeigt die exhumierten Skelette. Der Kiefer eines Schädels ist weit auseinandergerissen, wie ein posthumer Schrei.

Es ist schon früher Abend, als wir vom GR 225 abweichen und nach Lintzoain hinunterlaufen. Dass Jovino Fernández die Orte mied, ist verständlich, also macht das auch der GR 225. Logistisch bringt das aber Probleme: Wo schlafen?

Zwar haben manche Orte ein paar wenige Betten. Aber wir haben viel Wanderkonkurrenz. Als wir in Lintzoain die „Posada El Camino“ betreten, treffen wir auf einige Pilger. Denn: Ein kurzes Stück überschneiden sich der GR 225 und der Jakobsweg.

Als wir am nächsten Morgen auf den GR 225 einbiegen, sind

wir wieder allein, zwischen Kuhherden und Pferden auf der Weide. Wir sind jetzt auf dem höchsten Abschnitt der Route, so umfassend wie nie schauen wir über das Land. Das Gelände wird alpiner. Auf einer Hochebene kommen wir an einer Schutzhütte vorbei und wärmen uns dort auf. Eine französisch-spanische Wandergruppe ordert Bier und beißt kraftvoll in die Bocadillos, die so mannigfaltig belegten Brötchenstangen.

Jovino Fernández war schon über eine Woche auf der Flucht, als er in diese Gegend kam. Er hatte von Eichenblättern gelebt und von Kräutern, die er für essbar hielt. Er war völlig entkräftet und der Polizei, Soldaten und Bürgerwehren täglich nur knapp entkommen. Sein Hunger war so existenziell, dass er eines Tages mit einem Stein ein Lämmchen erschlug. Er biss in den Schenkel und trank vor lauter Durst das Blut.

Später traf er einen Hirten, der ihn mit Brot und Käse versorgte und über Schmugglerpfade informierte, auf denen Menschen seit jeher Grenzzwischen umgingen. Diese Pfade sind nun einer der schönsten Abschnitte des GR 225.

Wir steigen zu einem Bergsattel, um anschließend auf einer Trittspur durch prächtigen Bergwald zu wandern. Weg, Wasser, Hänge – alles senkt sich jäh. Dann erkennen wir den ersten Hof im Talgrund. Wir haben die Grenze überschritten. Urepel liegt vor uns, das erste Dorf in Frankreich.

Wir sind durchnässt und froh unser Hotel zu erreichen. Doch



Fermín Ezkieta Yaben an der Festung Alfonso XII in Pamplona. Der 66-Jährige hat ein Buch über die Flucht geschrieben

unsere Erleichterung ist wohl kaum vergleichbar, mit dem, was Jovino Fernández González gefühlt haben muss: 13 Tage nach dem Ausbruch war er endlich in Freiheit. „Und noch mal die Wachposten ausgetrickst“, erzählte er hinterher den französischen Zeitungen. „Es waren die letzten. Und gleich war ich in Frankreich.“

Ein seltener Triumph. Zwei weitere Geflüchtete hatten es Tage vor ihm über die Grenze geschafft, 207 starben auf der Flucht, 585 wurden wieder auf die Festung gebracht. 14 Eingefangene später als Aufrührer hingerichtet.

„Zahlen, die einen schauern lassen“, hat Fermín Ezkieta Yaben gesagt. „Ja, es ist ein Weg, der Emotionen hervorruft“, sagt auch Maria Carmen Lizoain Osinaga. „Aber es ist ein wichtiger Weg: Es ist ein Weg der Geschichte der kleinen, einfachen Leute.“



16 anonyme Gesichter: Vor wenigen Jahren entstand bei Olave eine Gedenkstätte für die Männer, die hier getötet wurden

Wo die Hot Dogs selig schwofen

Mitten im Nirgendwo von Illinois liegt ein Diner, wie aus der Zeit gefallen. Unsere Autorin ist verzaubert

Aus Springfield **Katharina J. Cichosch**

Felder, Wiesen und noch mehr Felder, viel anderes ist nicht zu sehen auf den ersten zwei-, dreihundert Meilen der Route 66, von Chicago Richtung Südwesten. Aber vermutlich ist das ohnehin nur ein romantisches Missverständnis vieler europäischer Reisender, die sich spektakuläre Landschaften am laufenden Band imaginieren und dann mit dem konfrontiert werden, was ein Großteil der Vereinigten Staaten auszeichnet – Weite. Nicht umsonst nennen Einheimische diese Gegend wenig charmant *flyover states*.

Ein knapper Tag schon auf diesem Highway, der oft keiner Autobahn, sondern eher einer deutschen Bundesstraße gleicht, mit einigen Abschweifungen rundherum. Endlose Straßen, große Plakate auf Wiesen und an halbrunden Scheunengebellen laden zu *country fairs*, die wir nicht besuchen. Es gilt voranzukommen.

Gerade haben wir das echte, in Wahrheit komplett rekonstruierte Wohnhaus Abraham Lincolns passiert, in einer Kleinstadt, die heißt wie der US-amerikanische Durchschnittsort,

Das Cozy Dog Drive In gleicht einer Lokalbücherei zum Speisen, und auch sonst gibt es hier viel zu sehen

weshalb auch die Simpsons in einer nicht näher geografisch verorteten Version von ihr wohnen: Springfield. Einige Meilen weiter südlich, noch immer in Springfield, aber gefühlte Welten entfernt von Abraham Lincoln, zeichnet sich am pastellfarbenen Abendhimmel ein fabelhaftes Schild zweier innig zum Tanz umschlungener Hot Dogs ab. Sie gehören zum Cozy Dog Drive In.

Von außen ist es das unspektakulärste kastenförmige Gebäude der Welt, an einem *commercial strip*, wie es ihn zu Zehntausenden an den Ortschaften beziehungsweise -eingängen in den USA gibt. Doch drinnen ist der Wahlspruch des Lokals – Get cozy!, also: mach es dir gemütlich – ernst zu nehmen. Das Cozy Dog Drive In gleicht nämlich einer Lokalbücherei zum Speisen oder einem Restaurant mit eingebauter Bibliothek. Neben den randvoll mit Büchern gefüllten Holzschränken und den archetypischen Dinertischen mit fest installierten Bänken aus ewigem Stahl und pink-türkis-lila Farbdekor finden sich Fotowände mit Besuchergruppen aus mehreren Dekaden (teils noch vom vorherigen Standort nicht weit von hier, wo das Cozy Dog Drive In 1949 gegründet wurde) und eine Verkaufsecke mit allerlei Memorabilien.

Darunter sind handgezeichnete Postkarten, neonpinke Cozy-Dog-Streichholzbriefchen, Pappaufsteller mit den beiden schwofenden Würstchen und ein Faltblättchen mit diversen Orten entlang der Route 66, etwa ein Verkaufstand für Imkerhonig und ein Barber Shop. Das meiste erscheint uns original, vor Jahrzehnten auf hochwertigen Papieren gedruckt und hergestellt und schon leicht angegilbt.

Wüsste man es nicht besser, es könnte sich hier auch um eine zeitgenössische Kunstausstellung vom eine Weile sehr angesagten dokumentarisch-archivarischen Typus handeln: Fotos von wildfremden Menschen, ein umfassendes Archiv und dazwischen – und hier unterscheidet es sich von den meisten Ausstellungshäusern – gutes und wirklich bezahlbares Essen: Ein Burger für 3,20 Dollar, eine Portion handgeschnittener Pommes für 3,75, Salat für 2,40 und das Signature-Gericht, den in Maismehlteig getauchten, frittierten Hot Dog am Stiel, für 2,85. Eine Angestellte mit blauen Haaren nimmt freundlich unsere Bestellung auf.

Es klingt fast unglaublich für ein Lokal jenseits der großen Ketten, nicht zu dieser Zeit gehörend (obwohl die Preise in den USA, sobald man die großen Städte verlässt, überall massiv fallen). Und auch sonst wirkt dieser Ort wie eine Unmöglichkeit, die sich nur für uns mitten im Nirgendwo von Illinois manifestiert hat. Wir würden gerne noch viel mehr Zeit an diesem Ort verbringen, der wie eine Zuflucht aus *Corporate America* erscheint (allerdings mit all dessen Verheißungen und tollen Dingen, das schon). Wir haben dann noch jede Menge Postkarten mit handgezeichneten Motiven zu weniger als einem Dollar das Stück gekauft und die meisten davon behalten.